

Land der Dichter und Kämpfer

Verse können im Jemen Konflikte lösen

Der Streit hatte das Zeug zu einem blutigen Stammeskrieg. Es ging um Bienen, die ihren Nektar in den Blüten des Nachbardorfes sammelten, um die Grenze zwischen zwei Stämmen und um die Frage, wem der wertvolle Honig gehört. Als die Imker den Honig heimlich aus dem Nachbardorf nach Hause holen, büßt dies ein Mitglied ihres Clans mit einer üblen Tracht Prügel. Die Ehre des ganzen Stammes steht auf dem Spiel. Und Ehre muss im Jemen verteidigt werden.

Der Sohn der Imker ist gerade 14 Jahre alt, als die Fehde im jemenitischen Hochland beginnt. Alt genug, um eine Kalaschnikow zu bedienen. Aber viel besser als im Schießen ist Amin al-Maschriqi im Dichten. Wortgewaltig erhebt er Anklage gegen die verfeindeten Nachbarn: Hinterhältig hätten sie den Stammesmann angegriffen, einen Araber wie sie, „keinen Amerikaner oder Russen oder Ausländer“. Sich feige aus dem Staub gemacht, den ehernen Stammeskodex verletzt. „Der Übeltäter flieht, der Gute muss sich nicht verstecken.“ Schnell machen die erregten Strophen in den Dörfern die Runde, der versöhnliche Appell wird gehört: „Wir bleiben Brüder, auch wenn ihr Unglück brachtet.“ Das hätte keiner besser ausdrücken können, und niemand wagt eine Replik. Amin hat das letzte Wort behalten, der ganze Stamm seine Ehre.

Mehr als zwanzig Jahre sind vergangen, seit al-Maschriqi zum ersten Mal der Gewalt seine Worte entgegengesetzte. Heute ist er einer der angesehensten Stammesdichter im Land, hoch geachtet auch von den Scheichs. Einen teuren Geländewagen fährt er nicht, auch mit Waffen kann er nicht protzen. Aber tauschen möchte al-Maschriqi trotzdem nicht. „Geld kann man verlieren, dann ist man ein Niemand“, sagt er. „Die Macht der Poesie dagegen ist dauerhaft.“

Stammesdichtung hat eine lange Tradition in Südarabien: Schon Mohammed, der Prophet, setzte auf die Wirkung schöner Worte und ließ seinen Gefährten Hassan ibn Thabit, einen der besten Poeten seiner Zeit, mit Versen für die Hingabe an Allah werben. „Als Stammesideal gilt bis heute, dass jeder Mann und jede Frau ein Poet ist“, sagt der Anthropologe Steven Caton von der Harvard-Universität. Monatelang lebte der Amerikaner in einem abgelegenen Bergdorf, um seine dichtenden Nachbarn zu beobachten. „Für die meisten von ihnen ist das Dichten etwas Selbstverständliches. Sie waren ziemlich überrascht, als ich ihnen sagte, dass das so im Westen nicht existiert.“ Aus Jahrhunderten blühender Poesie ist jedoch nur wenig überliefert. Arabische Stammesdichter reimen nicht, um Sammelbände zu füllen, sondern meist mündlich, für den Augenblick: um den Bräutigam bei der Hochzeitsfeier zu preisen, mit der eigenen Meinung zu überzeugen, von Ereignissen zu erzählen – und Konflikte zu lösen.

Wo der Staat nichts zu sagen hat

Für den Ort, an dem sich al-Maschriqi jeden Dienstagnachmittag mit Bekannten zum Rezitieren und Reden trifft, kommen alle schönen Worte zu spät. Bürgerkrieg und heftige Regenzeiten haben die alten Lehmhäuser des Dorfes am Rande der Hauptstadt Sanaa in Ruinen verwandelt, überragt von einem neuen, weiß verzierten Minarett aus rotbraunem Backstein. Das Nachmittagsgebet, das dritte der fünf am Tag, ist gerade vorbei, als al-Maschriqi den Diwan, den Versammlungsraum des Neubaus betritt, den bestickten Gürtel mit dem Krummdolch daran an den Haken neben der Tür hängt und barfuß im weiß glänzenden bodenlangen Männerkleid auf den Polstern auf dem Fußboden Platz nimmt.

Bevor einer der vier Poeten im Raum den ersten Vers vorträgt, rascheln Plastiktüten. Alle haben sich eine Portion kleine dunkle Blätter mitgebracht, leicht beräucherndes Qat. Al-Maschriqi stopft sich das Grün in die rechte Backe, kaut darauf herum, und liest mit vollem Mund sein neuestes Gedicht vor, notiert binnen Minuten. Es geht um Alltägliches, die allgegenwärtige Lebensgefahr auf jemenitischen Straßen zwischen Autos ohne Licht und Bremsen, in überladenen Minibussen. In den Versen wird al-Maschriqi zum Fahrer eines Sammeltaxis, der laut hupend mit offener Schiebetür über die kurvigen Gebirgsstraßen braust. „Setz dein Leben nicht so schnell aufs Spiel.“ –

den Refrain murmeln alle mit. Vielleicht machen die Verse die Straßen sicherer als die jüngste Kampagne der jemenitischen Regierung. In den Weilern der bis zu 3000 Meter hohen Berge, in denen der Staat ohnehin kaum etwas zu sagen hat, bewirkt ein kunstvolles Gedicht, das von Haus zu Haus wandert, mehr als Plakate und Spruchbänder. Jeder zweite Jemenit kann nicht lesen und schreiben – die im ländlichen Dialekt verfasste Volksdichtung aber versteht jeder.

„Ahlan wa sahan“, wird ein junger Dichter von der Runde im Diwan begrüßt, wörtlich: „Angehörig und leicht“, so soll er sich fühlen, wie ein Familienmitglied und ganz unbeschwert. Der nächste steigert die Begrüßungsworte zu „tausend Willkommensgrüßen“, der dritte schließlich heißt den Neuankömmling „willkommen wie die grünen Blätter an den Qatsträuchern auf dem Feld“ – ein Gruß, der kaum noch überboten werden kann. Genau darum geht es im nachmittäglichen Wettstreit der Dichter: Die Antwort muss immer noch ein bisschen ausgefeilter, poetischer, imposanter sein.

Herausforderung per SMS

Herausforderungen dieser Art lauern für den Dichter im Stammeskrieg über allem. Im Bus, wenn der alte Mann auf einen Sitzplatz pocht – mit einem eindringlichen Zweizeiler, der dem unachtsamen Jungen nur die Wahl lässt, wortlos seinen Platz zu räumen oder schnell eine angemessene Entschuldigung zu reimen, mindestens so geschickt wie die Worte des Alten. Oder beim Scheich, wenn zwei Familien nach einem Verkehrsunfall über das Blutgeld verhandeln, und der Schuldige mit einem bewegenden Gedicht an die Nachsicht der rachsüchtigen Opfer appelliert. Jüngere Stammesleute erreicht ein herausfordernder Vers auch als SMS. Mehr als eine Viertelstunde sollte bis zur getippten Erwiderung nicht verstreichen.

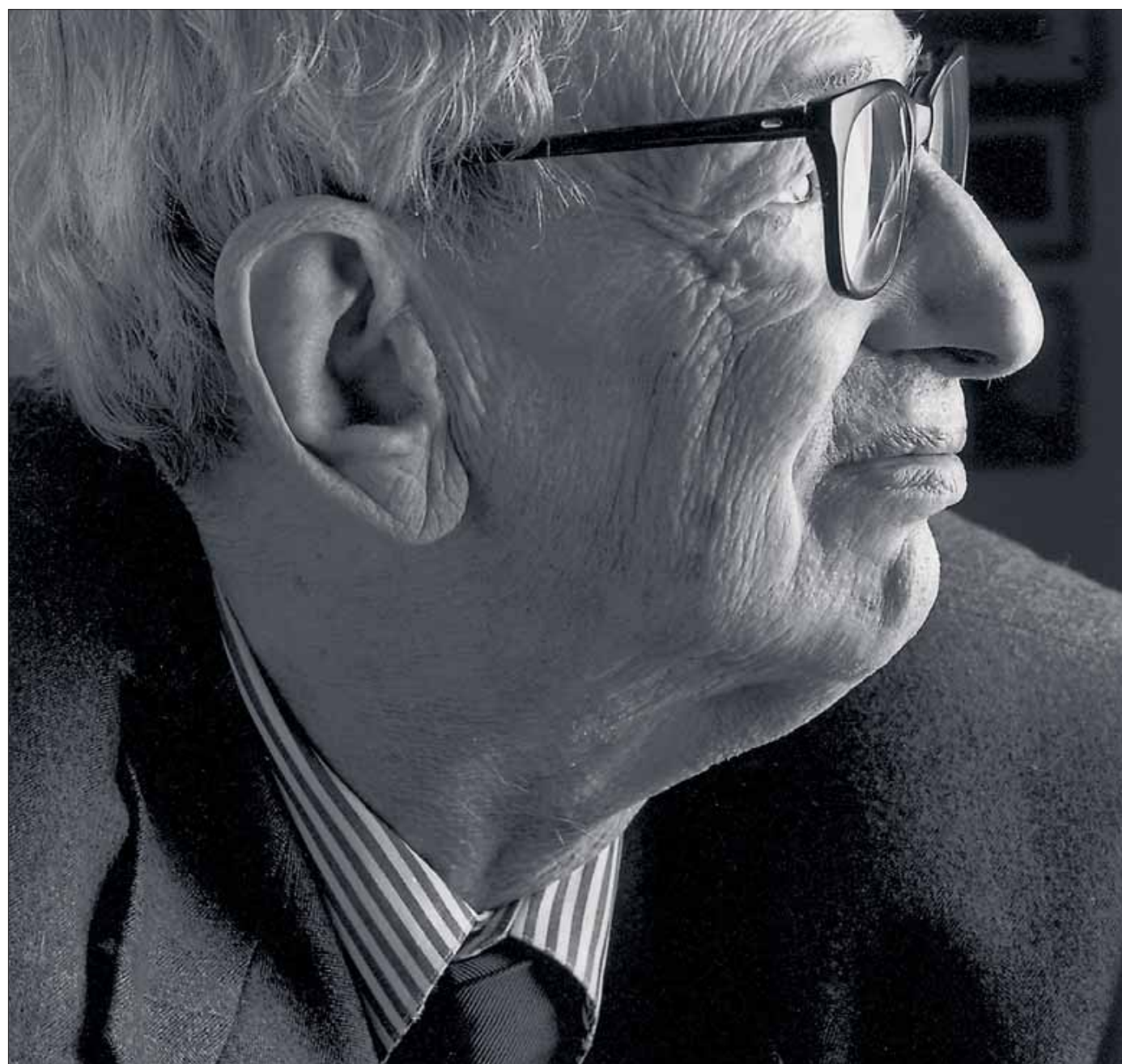
Für die Antwort gelten strenge Regeln. Sie muss das gleiche Versmaß haben, den gleichen Reim verwenden, zumindest das gleiche sprachliche Niveau erreichen. Der riesige Schatz an Synonymen im Arabischen hilft, diese Anforderungen zu erfüllen. Das Publikum ist unerbittlich. Wer eine Zeile spricht, die nicht ins Reimschema passt, wird mit einem lauten Zwischenruf zum Schweigen gebracht. Der Dichter verliert sein Gesicht. Es ist ein bisschen, wie wenn amerikanische Rapper in Hip-Hop-Gefechten gegen die Kontrahenten einer anderen Gang vom Leder ziehen. Mit einem wichtigen Unterschied: Persönliche Beleidigungen sind tabu. „Man nennt nie jemanden einen Idioten“, erklärt Professor Caton. „Man zeigt, dass er einer ist.“

Das verbindet Dichtung und Kriegsführung: Es gibt Regeln, und sie zu achten, ist eine Frage der Ehre. „Durch dieses sehr komplizierte System der Versformen können die Leidenschaften, die zu Gewalt führen, eingedämmt und in kreative Bahnen gelenkt werden“, sagt Caton. „Eine Form der Katharsis, der Kanalisierung roher Gefühle in formale Kompositionen.“ So fügt sich Dichtung in die raue Stammeswelt. Und deshalb interessiert sich auch die Politik für Poesie.

Es war nach den Anschlägen vom 11. September 2001, die Regierung war bereits auf den amerikanischen Anti-Terror-Kurs eingeschwenkt, als einem Präsidentenberater in einer Qat-Runde auffiel, wie häufig einflussreiche Dichter im Heimatland der Familie bin Laden von „Märtyrern“, „Widerstand“ und „Heiligem Krieg“ sprachen. Also ließ er einen Wettbewerb ausschreiben: um das beste Gedicht gegen Gewalt, gegen Terrorismus, gegen Entführungen.

Mehr als 600 Poeten reichten ihre Verse ein, al-Maschriqi war einer der prämierten. „Verfalle nicht dem Wahnsinn auf dem Weg zu den Extremen / Dein grundfalscher Standpunkt ist kein Grund zum Stolz / wer nur zerstört und Terror sät, wird selbst daran zerbrechen“, heißt es in seinem Anti-Terror-Gedicht, mit dem er nun über die Dörfer zieht. Warum aber sollten sich Fundamentalisten von ein paar Reimen beeindruckt lassen? „Gedichte können Menschen überzeugen, die sich weder durch Gesetze noch durch Gewalt einschüchtern lassen“, sagt al-Maschriqi. „Denn Gedichte berühren das Herz ihrer Kultur.“

KLAUS HEYMACH / SUSANNE SPORRER



Eric Hobsbawm

Foto: Peter Marlow / Magnum Photos / Agentur Focus

Die Welt ist seine Auster

Zum neunzigsten Geburtstag des großen Historikers und Schriftstellers Eric Hobsbawm

In Shakespeares „Die lustigen Weiber von Windsor“ tritt ein Gauner auf, der die Welt als „meine Auster“ bezeichnet, die er mit dem Messer schon zu öffnen wisse. Besagter Pistol kommt damit nicht weit. Eric Hobsbawm hat gezeigt, wie viel man mit anderen Methoden erreichen kann: Er hat seinen Lesern und Studenten die Welt wirklich eröffnet. Die Welt seit der frühen Neuzeit in ihren politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Aspekten ist seine Auster. Was Shakespeare für die Darstellung der menschlichen Seele getan hat, das ist dem Historiker Hobsbawm bezüglich der Universalgeschichte gelungen.

Das „Messer“, mit dem Hobsbawm arbeitet, ist seit seiner Jugend die marxistische-materialistische Geschichtsauffassung. Als er 1932 ein Gymnasium in Berlin besuchte und schon sehr vom Kommunismus begeistert war, sagte ihm ein Lehrer, er täte gut daran, sich über die Ursprünge der politischen Linie, die er vertrat, wenigstens ein bisschen zu informieren. So entdeckte Hobsbawm „Das kommunistische Manifest“.

Der Name seiner Familie ist eine Verballhornung des jüdischen Namens Obstbaum, das, was dabei herauskommt, wenn ein Londoner Cockney einen Namen, der ihm genannt wird, verschriftlicht: Hobsbawm nimmt an, dass die einreisenden Aschkenasim – genau wie er – das „H“ am Anfang eines Wortes verschlucken. So wurden die Obstbaums im 19. Jahrhundert zu den Hobsbaums, der Wechsel vom „u“ zum „w“ hat sich dann erst in Eric's Namen vollzogen.

Kind der Oktoberrevolution

Eric Hobsbawm kam 1917 im ägyptischen Alexandria zur Welt. Beide Eltern verlor er früh. Nach einem Jahr bei einer Tante in Berlin wurden Eric und seine Schwester 1933 zu Verwandten in London weitergereicht, die dem Jugendlichen auftrugen, erst etwas Rechtes zu lernen, bevor er sich seinem Kommunismus widme. In seiner Autobiographie schreibt er, dass die Kinderjahre für seine Schwester schlimmer gewesen sein müssen als für ihn, weil er sich frühzeitig mit intellektuellen Beschäftigungen vom Familienunglück abgelenkt habe. Den Zweiten Weltkrieg verbrachte er beim Militärdienst im britischen Binnenland. Kommunisten, potentiell verräterische Subjekte, wollte man nicht auf den Kontinent schicken. So verlor er sechs Lesejahre, die er später bitter vermisste. Den Krieg lernte er erst durch seine Lektüre kennen – ein Umstand, der einem Historiker möglicherweise gut ansteht.

Jahrzehntlang hat seine Parteimitgliedschaft ihm geschadet: Ein frühes Buch über die Geschichte der Arbeiterklasse wurde vom Verleger abgewiesen, in die USA konnte er lange nicht einreisen. Dass er 1947 am Londoner Birkbeck College eine Anstellung erhielt, sei sein Glück gewesen, sagt er: Kurz darauf begann die Berlin-Blockade, da hätte keine Universität ihn mehr genommen. Er blieb Kommunist, obwohl es ihm schaden, blieb es auch, nachdem er 1956 über den Einmarsch der Sowjets in Ungarn schockiert war, weshalb er von da an seine Parteitaktivitäten ruhen ließ und sich ganz auf seine Arbeit für die „Historikergruppe“ der KP konzentrierte. Diese Historiker, dazu zählten auch befreundete Gelehrte wie Christopher Hill und E. P. Thompson, gingen ihrer Parteiführung nach 1956 zunehmend auf die Nerven. Weil sie für die Politik der KP, wenn auch intern, nur noch kritische Worte fanden.

Hobsbawms wirksamste Arbeit als Kommunist bestand darin, den historisch-dialektischen Materialismus auf die Geschichtswissenschaft anzuwenden. Von den Freunden und Genossen, die 1952 die bedeutende Zeitschrift *Past & Present* gründeten, ist nur er noch am Leben. *Past & Present* war Vorbote einer Bewegung, die in den sechziger Jahren wurde, was Hobsbawm ironisch „eine internationale Volksfront“ nennt: Weg von der klassischen Politikgeschichte, hin zur Sozialgeschichte, das war das Programm. Nicht bloß die wichtigen Politiker waren interessant, sondern die kleinen Leute, auch die Außenseiter, für die Hobsbawm ein wissenschaftliches Faible entwickelte.

Seine 1959 erschienene Analyse des Denkens gesellschaftskritischer, ungebildeter Banditen im 19. und 20. Jahrhundert, das der Hanser Verlag im kommenden August unter dem Titel „Die Banditen. Räuber als Sozialrebell“ neu herausbringt, kommt in einem Punkt den Hoffnungen junger westeuropäischer Kommunisten unmittelbar nach dem Krieg sehr nahe: Auf die Frage, wie eine bessere Gesellschaft installiert werden sollte, hatten sie alle nur sehr vage Antworten. Für die Achtundsechziger gilt das übrigens auch. Hobsbawm und andere Linke seiner Generation nahmen „1968“ als Reprise wahr.

So wie seine Familie ohne feste Wurzeln sich mal hier, mal da ansässig machte, zog Hobsbawm ohne festen Vorsatz durch die Welt der Bücher. Dass er ein Experte der Arbeitergeschichte wurde, lag auch daran, dass er in der Bibliothek der London School of Economics die darauf spezialisierte „Webb Collection“ entdeckte. Seine große Quatologie über das „lange“ 19. und das „kurze“ 20. Jahr-

die gesellschaftliche Entwicklung vorangetrieben. Als er über das 20. Jahrhundert schrieb, brauchte er den Klassenbegriff nicht mehr. An seine Stelle ist der Antagonismus der zwei Weltreiche getreten. Hobsbawm glaubt, dass der Kapitalismus zur Selbstreform genötigt wurde, als der Sozialismus auf den Plan trat und dann etwas später in Gestalt der Sowjetunion ein Staat, der diesen auf seine Fahnen schrieb. Die soziale Marktwirtschaft betrachtet er nicht zuletzt als Ergebnis der Herausforderung des Kapitalismus durch die Oktoberrevolution 1917, die er nach wie vor für ein großes, geschichtlich vernünftiges Ereignis hält.

Das sowjetische Modell des Sozialismus, so sagt er im Gespräch mit der SZ, habe nicht funktionieren können: „Dieser Typus der Industrialisierung verlief nach dem Muster der Kriegswirtschaft: Da wurden Ziele vorgegeben, Ressourcen und Menschen wurden mobilisiert, verbraucht, vernichtet. Als die Ziele erreicht waren, ergab sich aus dem System nicht, was als nächstes geschehen sollte. Es stagnierte.“

Herzlich, skeptisch und human

Bezeichnenderweise sind die beiden Hauptkontrahenten des Kalten Krieges aus Revolutionen hervorgegangen, was dazu führte, dass beide „den politischen Messianismus zu ihrem Erbe zählten“. Während die Sowjetunion indes bald erkannte, dass sie ihre Weltbeglückungspläne aufgeben musste, holen die USA diese immer mal wieder hervor: Woodrow Wilson habe das getan, sagt Hobsbawm, und derzeit eben auch George W. Bush – beide mit den gleichen destruktiven Ergebnissen. Lange bevor Bush junior ins Weiße Haus einzog, wusste Hobsbawm: „Wo wir eine historische Welt-sicht vorfinden“ ist sie meist „eine politisch nützliche Verallgemeinerung unmittelbarer Interessen.“

Amüsiert konstatiert der Historiker, dass die Verbreitung seiner Bücher mit der politischen Liberalisierung einiger Staaten in der Welt einhergeht: Als das franquistische Spanien sich in den sechziger Jahren für neue Gedanken öffnete, wurde er dort publiziert, in den siebziger Jahren geschah das gleiche in Brasilien, in den Achtzigern in Taiwan. Vor kurzem hat sich erstmals ein türkischer Verlag gemeldet. Demnächst soll eine armenische Übersetzung seines Buches über „die Erfindung von Traditionen“ herauskommen, in dem er darstellt, wie oft scheinbar alte, geheiligte Ansichten und Gebräuche ziemlich jungen Datums sind.

Geschichtsschreibung, sagt er, veraltet ganz schnell, es sei denn, dass es dem Autor unverhofft gelinge, seine Werke in die Weltliteratur einzuschreiben, wie Jules Michelet und Edward Gibbon es posthum erfuhren. Ob es soweit kommt: Das ist eine Frage des Stils.

Hobsbawm schreibt so amüsant und luzide wie die größten seiner Vorläufer. In all seinen Schriften lässt er seine eigene Haltung durchblicken: herzliche Menschenfreundlichkeit, zunehmende Skepsis. Er ist nicht bloß objektiver historischer Registrator, er gibt bei allem, was er schreibt, etwas von sich hinzu. Das macht ihn zum Schriftsteller. Seine Autobiographie „Gefährliche Zeiten“ gehört zu den farbig-schönsten Werken, die über ein Leben im 20. Jahrhundert verfasst wurden. Heute wird Hobsbawm neunzig Jahre alt. Sein neuestes Buch, „Globalisation, Democracy and Terrorism“, wird im Juli in England erscheinen. FRANZISKA AUGSTEIN

14:00:54. Mittagspause

Die besondere Zeitgenossenschaft des Live-Tickers

Allerlei Theorien und die Alltagserfahrung haben sich in beruhigender Weise auf einen beunruhigenden Befund geeinigt. Dieser Befund lautet: Wir leben in einer Zeit der permanenten, unaufhaltsamen Beschleunigung. Von den Großstadtbeschreibungen der frühen Soziologie bis zum *speed dating*, alle meinen, dass im modernen Leben alles immer schneller werde. Die Denker fordern, wie einst Odo Marquard, die „Entschleunigung“, und sie analysieren, wie unlängst Hartmut Rosa in seinem Suhrkamp-Buch „Beschleunigung“, die „stumme normative Gewalt“ derselben. Und die Masse der Gehetzten stimmt natürlich gerne ein in das Lamento über diese tägliche Brutalität.

Mit einigem Recht ließe sich bezweifeln, dass die Rede von der Beschleunigung unsere Welt richtig erfasst. Ist es doch erstaunlich, dass vieles um uns herum, bei all dem Tempo, so beharrlich und langsam bleibt wie ein festgewordener Zuckerrübensaft. Dies gilt für, sagen wir, das System der Beamtenpensionen oder große Stromkonzerne oder das Steuerrecht. Und blickt man etwa auf die letzten vierzig Jahre, so lässt sich beobachten, dass nicht die Häufigkeit wirklich großer Nachrichten zugenommen, sondern sich nur, mit der Ausbreitung der Kanäle der Kommunikation, ein dichteres und schnelleres Netz von kleineren Nachrichten ausgespannen hat.

Vielleicht ließe sich der Charakter unserer Zeitgenossenschaft also besser als mit dem Begriff der Beschleunigung mit einem anderen beschreiben: mit demjenigen der Versportlichung. Darauf deutet jedenfalls ein Instrument der Weltbeobachtung, das gerade in einem kuriosen Siegeszug begriffen ist: der sogenannte Live-Ticker.

Die Breitband-Zugänge zum Internet haben einen schnelleren Takt der Aktualisierung mit sich gebracht, den sich sinnvollerweise der Sport zunutze gemacht hat. Für alle, die verhindert sind, Radio zu hören oder fernzusehen, oder die diese Form des Mitverfolgens bequemer finden, bietet die Einspeisung neuer Ereignisse im Minutenrhythmus klare Vorteile. Denn bei einem Fußballspiel, einem Boxkampf oder einem Pferderennen kann tatsächlich in jeder Minute etwas passieren, was in diesem Referenzrahmen wichtig, ja entscheidend ist.

Träge Weltpolitik

Nun aber wird die Methode des Online-Live-Tickers zunehmend auch auf nichtsportliche Geschehnisse übertragen. Diese aber sind dummerweise oft viel träger, sie wollen der Simulanz der ständigen Bewegung und Beschleunigung überhaupt nicht gehorchen. Das gilt beispielsweise für die Diplomatie und die Weltpolitik, wie sich jetzt bei der G 8-Berichterstattung der letzten Tage beobachten ließ: So wollte auch das Zweite Deutsche Fernsehen auf seiner Internetseite mit einem Liveticker „im Minutentakt“ ganz nah dran sein, und zwar sogar mit sekundengenaue Zeitangabe.

Das Ereignis waren dann Einträge wie diese: „17:58:34. Was die beiden hinter verschlossenen Türen beraten, ist nicht bekannt.“ – „16:42:53. Es gibt noch viel zu tun“, kommentiert Blair das Programm zum Nachmittag.“ – „14:00:13. Brenzlige Situationen gab es rund um der Flughafen noch nicht.“ – „14:00:54. Teilweise verbringen die Soldaten und Polizisten ihre Mittagspause in der Sonne.“ – „18:38:01. Journalisten müssen auch bei diesem Treffen draußen bleiben.“ – „19:36:53. Noch nicht ganz bereit zum Aussteigen scheint hingegen Wladimir Putin zu sein.“

Doch der rastlose Zeitbeobachter lässt sich auch von der Zähigkeit im Ereignis-Stakkato nicht unterkriegen. Um 15:16:23 Uhr war zu lesen: „Im Reporterlager des ZDF wird der Grill angeschmissen.“ Und wir können sagen, wir sind dabei gewesen. JOHAN SCHLOEMANN

Elbtal-Blamage

Bauaufträge für Brücke vergeben

Mit dem Bau der umstrittenen Waldschlösschenbrücke in Dresden soll nun tatsächlich begonnen werden: In Vertretung der Stadt, deren Parlamentarier mehrheitlich gegen die Brücke sind, hat das Regierungspräsidium Dresden am Freitag die ersten Bauaufträge vergeben. Nach einer zweiwöchigen Einspruchsfrist wäre somit am Elbufer das Terrain bereit für die ersten Baumaschinen. Damit könnte erstmals in Deutschland der Fall eintreten, dass einem als Weltkulturerbe ausgezeichneten Gebiet der begehrte Unesco-Titel wieder aberkannt würde – nur weil die örtliche Politik nicht in der Lage war, rechtzeitig eine Alternativplanung auf den Weg zu bringen. Etwas zeitgleich mit dem anvisierten Bauwegen wird im neuseeländischen Christchurch das Welterbe-Komitee zu seiner diesjährigen Sitzung zusammentreten. Bereits im vergangenen Jahr hatte das Unesco-Gremium die zum Weltkulturerbe erklärte Elblandschaft mit ihren Schlössern und Weinbergen auf die rote Liste der bedrohten Kulturgüter gesetzt – wenn die umstrittene Brücke wie geplant gebaut würde, müsste der Titel aberkannt werden. Ende Juni könnte das Welterbe-Komitee nun die tatsächliche Aberkennung beschließen. Dabei hatte das Dresdner Stadtparlament noch alles versucht, um eine mit den Unesco-Wünschen konforme Planung in Gang zu bringen. So sollten an diesem Freitagabend in der Stadt alternative Vorschläge für eine ästhetisch anspruchsvollere Brücke von international bekannten Architekten vorgestellt werden – womöglich kommen sie zu spät. CHRISTIANE KOHL

CD des Tages

Cello-Weltpremiere

Der österreichische Komponist Alexander Zemlinsky studierte am Wiener Konservatorium und freundete sich dort mit dem Cellisten Friedrich Buxbaum an. Was lag also näher, als für den Freund eine Sonate zu schreiben – am 23. April 1894 fand in Wien die Uraufführung durch Zemlinsky und Buxbaum statt. Und dabei blieb es. Buxbaum, später Solocellist der Wiener Philharmoniker, nahm die ihm gewidmeten Noten an sich. Gedruckt wurde die Sonate nicht. Als die Nazis 1938 Österreich „anschlossen“, wurde Buxbaum zwangspensioniert, konnte sich aber mit seiner Familie nach England retten, wo er 1948 an einem Herzinfarkt starb, als er, auf dem Weg zu einer Probe, einen schon abfahrenden Bus noch erreichen wollte. Sein Enkel übergab dreißig Jahre später das Zemlinsky-Autograph dem Publizisten Fritz Spiegl. Nach dessen Tod setzte sich der Alexander Zemlinsky Fonds in Wien erfolgreich auf die Spur des Materials. Und so wurde die Sonate nach über hundert Jahren 2005 erstmals veröffentlicht.

Nun hat Johannes Moser, einer der hervorragenden jungen Cellomeister unserer Tage, mit Paul Rivinius das Stück souverän mit kraftvollem, zugleich höchst beweglichem Spiel als „Weltpremiere“ aufgenommen. Zemlinsky's Sonate wird als zentrales Werk der Celloliteratur an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erkennbar, ebenbürtig etwa den Cellosonaten von Camille Saint-Saëns, Gabriel Fauré und derjenigen von Richard Strauss. Alexander Zemlinsky's Musik spannt emphatisch ausgreifende Ausdrucksbögen und überrascht harmonisch mit raffinierten Abschattierungen ebenso wie mit kühnen Wendungen nach innen. Musik, die fraglos ins neue Jahrhundert weist. Auf dieser ersten CD von dreien, die Johannes Brahms und seinen Zeitgenossen gelten, setzen Moser und Rivinius auch die berühmte F-Dur-Sonate Op. 99 von Brahms und die interessante zweite Sonate es-Moll des Brahms-Protégés und Mahler-Lehrers Robert Fuchs überzeugend in Szene (HGÄSSLER / NaXos). HARALD EGGENBRECHT